

Don Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Don nicht rechnungsmäßig im voraus zu ermittelbaren Ereignissen sind für 1933 wie in jedem Jahre mehrere Katastrophen zu erwarten. Nur selten freilich erlangt eine dieser Schweißsteine, wenn er in der Nähe der Sonne kommt, eine solche Selbsteigenschaft, daß er dem unbewaffneten Auge sichtbar wird. Weit seltener ist das Ausfliegen von „Neuen Sternen“, was immer durch eine kosmische Katastrophe hervorgerufen wird, wenn nämlich ein fast oder ganz erkalteter Stern darum für uns unsichtbarer Himmelskörper durch Zusammenstoß mit einem anderen erloschenen Stern oder leichter bei plötzlichen Durchgang durch eine Wolke kosmischen Staubs plötzlich rasch zur Weiglut erzhit. Die eindrucksvollste Erscheinung dieser Art fand 1572 statt, als in der Kassiopeenähelich ein Fixstern aufstach, der sogar am Tage sichtbar war. 1848, 1866, 1885, 1901 und 1918 traten die letzten „Neuen Sterne“ auf. Ein solches Schauspiel ist uns noch bevorstehend, als es nicht der Logarithmentafel des sonst allgemein vorausgerechnenden Astronomen unterliegt, sondern ausschließlich die Wunder der schaffenden Allmacht auch unter den astronomischen Geschehnissen offenbart.

Von Richard Busch-Bantner, München.

Die Berge heben sich wie weiße Wattebauschs aus dem Flachland, oben vom blauen Himmel umrandet. Die Täler sehen wie kleine, schwarze künstlich aufgesteckte Federn aus. Man sieht gegen das Tal zu ist obenhin alles an Vorbergen

Zum 250. Jahrestag der B
Kol

A detailed black and white illustration of a naval battle. The scene is set on a turbulent sea with white-capped waves. In the center-left, a large three-masted sailing ship is shown from a side-on perspective, its sails partially deployed. To its right, another large ship with multiple sails is visible, also engaged in the battle. In the background, several other sailing ships are scattered across the horizon. The foreground is filled with numerous small, dark boats, likely rowing vessels or small craft, some of which appear to be carrying soldiers or supplies. The overall atmosphere is one of intense action and conflict.

Neujahr in

Das ist der Winter im Ffarwinkfel. Er geht nur die Menschen von dort und die Tiere von dort an. Selten, höchst selten kommt einer vom „draußen“ herein, der sich auf den Hügeln festgesetzt hat und lustig zu Tal fährt.

Begründung der ersten deutschen Kolonie

Von Professor Dr. Karl Roth = München.

Auch in Griechenland wird der Jahreswechsel mit festlichen Festen, Feiern und Spielen an Freunde und Verwandte gefeiert. Schon einige Tage vorher werden in den Häusern die landesüblichen Tätigkeiten und Vადereien eingestellt; selbst die ärmste Stütze bleibt darin nicht zurück. Das Neujahr festlich begehen zu können, hat man das ganze Jahr nur dem Lauch gewidmet, hat man Lepta um Lepta im Lauch zurückgelegt. Auch hier durchziehen am Silvesterabend bunte Haufen singend und lärmend die Straßen, deren Köpfe in den Läden hell beleuchtet sind. Überall ertönt ein frohes Gelächern, mit dem man das alte Jahr verabschiedet und das neue begrüßt. Dann ist das alte griechische Neujahr beendet.

dom allen zum neuen Jahr ist auch hier eine bedrohliche Gefahr, da die ganze Gelehrtheit offen steht, die man von Haus zu Haus herumtragen muß. Da hängt man vor die Säulensäulen Papierstreifen mit Zaubersprüchen und Bannsprüchen und besetzt die Zimmer mit Ziehendeln, das eingedrungene Gelehrte ihnen zu Fall kommen. Kein Chinese wird in der letzten Jahresnacht auf der Kloppe die Tür öffnen. Schon in der ersten Neujahrsstunde erhebt sich die Familie, um den einfliegenden Gelehrten, vor allem dem Gotte des Reichtums, die richtigen Opfer darzubringen. Man beglückwünscht sich gegenseitig, was die jüngsten Mitglieder der Familie den Eltern gegenüber mit dem Kotsau, dem Simmerchen auf den Boden

Heim aus Westenfernen
Trage goldne Last,
Pflücke von den Sternen,
Was die Seele faßt!

Aber schließe nimmer,
 Weizend ihren Schein,
 Gottes Strahlenschimmer
 Ein in engen Schrein.

Denen, die da darben,
Schenk' den ganzen Kranz!
Ach, wie viele starben
Ohne Sternenglanz!

Ward von dieser Spende
Deine Seele leer,
Giebt in deine Hände
Gott ein Sternenmeer.

Mag Sidow.

begleiten. Dann begibt man sich zu Verwandten und Bekannten, um die Glückwünsche anzubringen, die in „viel Freude“ und „viel Reichthum“ gipfeln. Auch der Toten werden nicht, indem man auf den Friedhöfen auf den Gräbern ein Scheinpergeld, das Totengeld, verbrennt, damit die Verstorbenen sich einen guten Tag machen können. Auf allen Straßen knallen die abgebrannten Feuerwerkskörper; je lauter, desto größer die Freude. Auch hier ergibt sich das Volk eifrig dem Spiele, und gar mancher hat von den Festtagen Haus und Hof verlor. Feste, Tänze, Ringe, Akrobatischen öffentlich zeigen, Kräfte und wenn die Dunkelheit hereinbricht, werden die Leuchten, buntemale Laternen entzündet, beleuchten die Straßen und Mummienhinz erfüllt die Straßen. Erst in der Mitte des neuen Monats beginnt die Festeinde abzuhellen, und das alljährliche Leben geht allmählich wieder ein. So findet im Volke allüberall die Freude ob des neu werdenden Lichtes ihren überluthen Ausdruck.

Don Wilhelm Scharebe.

Daneben ist es wohl auch noch viele kleine Waldsteile, die ziemlich unangefastet geblieben und vergehen und daher unwaldähnlich wirken. Hier aber kommt es darauf an, die größeren, deren Bestand auch auf absehbare Zeit gesichert erscheint, einer Betrachtung zu unterziehen. In diesem Sinne sind als letzte Urwälder in Deutschland gelten: Im Böhmerischen Wald ein Wald des Arbers und des großen Falkenstein, in Württemberg der Sumpfwald im Brunnholzhofen, in den bayerischen Alpen die Stollbach bei Tegernsee, dann bei Barel im Obdenburgischen der Neuenburger Urwald, ferner der Hasbich oder Hasbrod, etwa 25 Kilometer südöstlich von Brennen, die sich beide durch wunderbare alte Eichen auszeichnen, und der etwa drei Zogen große (ein Zogen umfaßt etwa 120 Morgen) Urwald Gail im Luffzer Thale im östlichen Theil der Künzburger Heide an der Straße Bernmannsburg-Vertrieß.

Die Urwälder sind trotz ihrer Lebenswürdigkeit allgemein recht wenig bekannt. Es ist das einerseits bedauerlich, andererseits erfreulich, denn Urwälder und moderner Verkehr, Automobile, Schlangen und Gesangsvereine vertragen sich schlecht. Allen denjenigen aber, welche die Lehre dieser Pflanzschaft sich so würdig genießen wollen, sei hiermit eine Schilderung der Besonderheiten dieser abseits der großen Verkehrsstraßen liegenden Wälder gegeben.

Der Haindruch, den man von Bremen über Gvippens
bühren bequemer erreichen kann, wurde durch den Kunstma-
ler, der einige der Nieseneichen dieser bis dahin fast voll-
kämmlentründete Stätte gemalt hatte, zuerst der weiteren Öffent-
lichkeit bekannt. Kunstmalerei als Landschaftszeichner sind je-
tzt eine Seltenheit. Man denke nur an Worswede, an viele
Gebiete unserer Mittelgebirge, an Leijfikon, der mit der Farb-
eindrucksvoll zu betonen verstand, was zum Teil Ebbod-
Fontane mit Worten in seinen „Wanderungen durch die Mar-
brantenburg“ ausgedrückt hatte. Ueber hundert alte Eichen-
haben, die ein halbes Jahrtausend und mehr überdauert
haben, hat der Haindruch über wildkühnem Dächter verschiedener
Baum- und Buchstaben noch aufzuweisen. Ihre flächtige
anderthalb Meter über dem Erdboden 11 Meilen Umfang. Sie
ist damit eine der flächtigen Eichen von ganz Deutschland und

steht der Kleinfuß vor Anbruch in weichen Boden.
Von Barel in Oldenburg erreicht man über die Station
Vordorfen den Reuenburger Wald. Er besteht aus
theilweise ebenfalls recht mächtigen Eichen, Rot- und Ham-
buchen und Birken, die ein undurchdringliches Dickicht von
Steinpalmen oder Büschen überragen. Die Gespinnser wies
zahlreiche abfällige Baumrinden, die sich entweder noch aus-
recht halten oder aber auch schon modern am Boden liege-
nd oder im Sturz, von den Armen eines noch lebenskräftigeren
Nachbarn aufgesaugen wurden.

Der dritte der Urwälder Niederlausitzs zeigt ganz andere Charaktere als jene beiden, fast ausschließlich aus Laubböden bestehenden und aus größtentheils feuchtem und nahrhaftem Boden erwachsenden. Denn der Süss immiten des 28000 Morgen großen Lösser Horts, am bequemsten von der Station Unterlösser erreichbar, ist Heide-Urwald. Der trodene Sandboden vermag nicht, die theilweise recht alten Eichen und Buchen zu mächtigem Auswuchs zu bringen. Aber die hier eingepflanzten Fichten, die sich neben Birken und Kiefern den Einbruch der Urigen dieser wüsten „Wald“, und einige von ihnen haben im Laufe der zwei bis drei Jahrhunderte (höchstes Lebensalter der Fichten) geradezu phantastische Formen angenommen. Bemerkenswerth unter den Bäumen des Süss ist eine starke Linde, die etwa im 1650 zum Andenken an die Erlegung der letzten Eichen, der in den Wäldern der Hainburgs Heide u. ihrer weiteren Umgebung um jene Zeit erbeutet worden ist, pflanzt worden war. Dieser Ede wird vielfach als der letzte Norddeutscheilands überhaupt bezeichnet, was unrichtig ist. Der letzte wüde Ende des 17. Jahrhunderts an der Victoria

Der Riß war immer sehr reichlich. Im 18. Jahrhundert noch veranfaßten die Herdige von Celle in diesen Wäldern die Hottjagden auf Schwarzwid, wobei auch noch Wölfe auf Streife kamen. Rar und Wolf sind hier längst geschickte Tiergefallen geworden, aber zahlreich noch ziehen Rot- und Schwarzwid ihre Fährten durch die Preiselbeerepteppiche Riß und seinen Urtwald.

Kein Fochend Deutschlands ist in weiten Volkstreffen
bekannt und beliebt wie der „Gams“ unserer Bodgenbie, die
Gems. Selbst Böhren und Reb sind weniger „popular“ als
das prächtige, ziegenartige Strideldind; in Bayern gilt die
Gems neben dem „Spielbach“, dem Birrhahn, geradezu als
Nationalität. Sie hat ihre Beliebtheit auch voll verdient,
die Gems. Im Winter trägt sie auf dem Rücken langes, reißfestes
Fell, das ausgeputzt und zusammengebunden wird und als
Gamsbart den Hut des Jägers schmückt. Es kann kaum eine
schönere Trophäe geben als zu einem „Wachler“. Auch die
Kruden oder Strideln des Gamsbodes stellen eine prächtige
Wandtrophäe dar und erinnern an mißglückte Birch im wilden,
fernenste Berglande. Es ist ein genüßiges, hartes Bild, das
sich von farger Alpenflora nährt, dem harten Winter trost und
nur in den schattigsten Monaten tiefer in die Wälder hinab-
steigt, wenn's oben gar zu böse stürmt und schneit.

Die Gemisft noch weiter verbreitet, und zwar in etwas verchiedenen Formen in fast allen Hochgebirgs Europas beheimat, während der Alpenfeinbood nur noch in geringer Menge in den italienifchen Alpen anzutreffen ift und die faufatifchen Steinföbarten durch Kriegs- und Revolutionszeiten ftark gepocht find. Der Kaufafus birgt Gemfen, das Hochland Siebenbürgens, die Karpathen und die Tetra, Stran und Karnten, die grüne Steiermark, Bayern und Tirol, hellenweife find auch das fchweizerifche, franzöfifche und italienifche Alpenland noch verhältnismäßig reich an Fridefwild. Auch die Pyrenäen weifen eine „geringere“ (kleinere) Abart der Gemfe auf. Zu alter Zeit hatten die Gemfen überall auf den hohen Berggipfeln des Balkans Stand, heute gibt es nur noch hellenweife nennenswerte Stände. Die in den Südbden, am Altvater, lebenden Gemfen find von Menfchen eingeführt.

Neben der Gämse ist der muntere „Zielfhahn“ Bayerns Stolz. Die Verbreitung des Virewidles, des kleineren Setters des mächtigen, imposanten Auervidles, reicht über den größten Theil des gemäßigten Asiens und Europas. Wir finden dies prächtige Waldhuhn an den Küsten des Weißen Meeres und in Nordflandabien ebenso reichlich wie in Mittelrussland, den baltischen Provinzen, Finnland, Sibirien und Mittelflandabien; wir finden es im nordöstlichen Fladlande, wenn auch leider in mäßiger, beschränkter abnehmender Zahl. Es ist in den Alpen und in den Mittelgebirgen zu Hause und teilt seine Heimat ebenso mit Faasan und Feldhuhn wie mit Auervid und Gabelhuhn. Ein Aermelwogel, der sich im Hochgebirge ebenso wohl fühlt wie im Moor des Fladlandes, der zwar auch kein „Kulturwid“ ist, doch viel weniger Kulturschlichter als Auervid und Gabelhuhn. Am reichsten ist der Fal als Virewid und Auerfingel, auch im ganzen Sibirischen

Katlaunde kommt Birchwild vor, bis nach China hinein, bis Kamtschatka und Sachalin. In Sibirien gibt es zwei Unterarten neben dem gewöhnlichen Birchwild. Im Kaukasus lebt eine gänzlich schwarze, nahe verwandte Art. Der Birchwald ist kein empfindlicherer Träumer wie der stille Auerhahn. Im Frühling balzen die Hähne, sitzen und lauschen und tollern laut, springen und tanzen im Morgengrauen und nach Sonnenaufgang. Der Gebrügsfäger pringt den „Spielhahn“ mühsam an, um ihn mit der Suchenigel zu fressen. Die fischelförmigen Federn des „Spieles“ sind dem Gebrügs fast ebenso wertvolle Trophäen am Hut wie der Gomerbart, ist doch der Preis gar schwer erreichbar! Im Flachlande, besonders aber im Norden, wo es reichlicher Birchwild gibt, lauert der Jäger in einem Hütchen, das er sich auf bekannten Balzplätzen erbaut, wenn er nicht doch vorzieht, den Hahn auszuspielen. „Auf jeder Feder ein Auge“, heißt es beim scheuen Birchhahn.

Im Herbst und Winter tun sich gewöhnlich mehrere Hähne zusammen. Im Ural und in Sibirien kann man unter Gesellschaften von zwanzig, dreißig Auerhähnen zusammen sehen. Flüge von hundert Vöirhähnen sind keine Seltenheit. Dann „nadeln“ die Auerhähne in den Kiefern und Lärchen oder äßen in den Kronen der Espen, während das Vöirhaid sich meist an die Stölpel der zäbrischen Vöirh hält. Solche „Herrenflubs“ bestehen fast ausschließlich aus Hähnen, nur hin und wieder befindet sich eine ganz alte Henne unter den schwarzreißenden Männchen. Gewöhnlich tun sich die Hennen gleichfalls zu kleinen Gesellschaften zusammen. Der Jäger schießt die Hähne, indem er mit einem leichten Schütze anfahet, von den Dämmen, oder er verbleibt sich und bringt in Schuhhähne einige Puppen aus Nuch in den Reigen an. Diese Puppen, von den Russen „Kuch“ genannt, ähneln echten Vöirhähnen in der Gestalt und fast tausend. Ein Schilde trug sich in der Gegend befindliche Vöirhähne auf. Die aufgeschickten Hähne freixden zu den vermeintlichen Kommetabern und können leicht geschossen werden. Mit Auerhähnen verfährt der Sibirier ähnlich. In Vöirhaidgehenden Nukland wird auch die Jagd mit dem Serbellon ausgeübt: Der Hund stößt Vöir- und Auerraid auf, verbleibt sich, und gibt so den Schützen Gelegenheit, herbeizuschleichen. Auch vor dem Serbellone wurde in Nukland viel Vöirhaid geschossen — genau so, wie bei uns daheim Rebhühner.

Den wenigsten Feiern dürfte bekannt sein, daß es in Korea, der Mandchurei, im Amurgebiete und im Küstenlande Sibiriens Tiger gibt. Echte, richtige Königstiger, nur noch mächtiger als der indische und viel gefährlicher. Der sibirische Tiger ist im Winter der größten Größe gut angepasst. Er trägt ein ziemlich langhaariges, sehr dichtes Pelzkleid, hell gefärbt als der indische Tiger, mehr grau und weißlich. Während der Löwe als Steppenier in Asien fast ganz ausgerottet wurde und nur noch in ganz wenigen Stücken in Arabien vorkommen soll, hat sich der Tiger, als Bewohner hoher Schifffwälder, Bambusdickichte, Wälder und Büsche, überall gehalten. Man trifft ihn schon in Persien, in Turkestan und in Buchara an, im großen Theile Chinas und in Theilen Sibiriens, wo er als „Zöngetiger“ Wild und Haustiere in Schreden jezt und auch oft genug Menschen reißt. Neben dem Tiger gibt es in den südsibirischen Gebirgen noch den schönen Schneeleoparden, den „Lebis“ der Russen.

[illegible]

Die Verbreitung des Eiches erstreckt sich noch heute, meist schwachen Ständen, über Teile Ostpreußens, Pommerns, Ost- und Westpommerns, Posen, Ostgaliziens, der baltischen Provinzen, Finnlands, Schwedens, Norwegens, über fast ganz Nord- und Mitteleuropa, das Ural und Sibirien, Teile der Vereinigten Staaten und Kanadas sowie Alaska. Auf Sachalin und Kamtschatka fehlt der Eiche, ist aber stellenweise im Amurgebiet und in der Nordmandschurie zu finden.

Seine ungeheure Stärke bringt es mit sich, daß der Elch kaum einen Feind zu fürchten hat außer dem Menschen und dem Tiger, da selbst starke Bären sich nur selten entschließen

Der Start zur Madrider Weltmeisterschaft im
Dauertanzen.
Es soll versucht werden, mit kurzen Unterbrechungen

1000 Stunden, d. h. bis zum Februar hinein, im Jog- und Rumba-Rhythmus zu verbringen.

dürften, einen erwachsenen Elch anzugreifen. Größere Wolfs-
ritten fallen allerdings mitunter Elche an, doch holen sich die
Wölfe oft genug „blutige Köpfe“; denn die starken, langen
Läufe eines Elches können furchtbar zuschlagen.

Möge dies herrlichste Hirschwild noch lange unserer an Schönheit immer ärmer werdenden Erde zur Zierde gereichen!

Nach einer wahren Begebenheit erzählt
von Hans Nier.

In einem Winkel der östlichen Ostsee liegt eine kleine Insel, um die sich ein Kranz von Sagen und Legenden gebildet hat. Nur selten kommen die Inselaner einmal zum Festland und umgekehrt reisen die Vandratten nur wenig auf das Eiland. Werden solche Fahrten unternommen, so pflegen sie gewöhnlich mit einem Abenteuer auszugehen. Daran hat sich auch in jüngster Zeit nichts geändert. Nun so, so heißt das Inselchen in der Mitte des Rigas Meerbusens, hat nur einmal bis zweimal im Jahr eine reguläre Verbindung mit den Festlandsstädten. Im Juli läuft einmal ein Rigascher Verbindungsdampfer die Insel an. Die Leute auf Runö bekommen dann Post und das ist ein Ereignis; denn es gibt weder Telegraph noch Telefon. Sie führen also nach unseren Begriffen ein fast mittelalterliches Dasein. Wer anders, als mit dem Postschiff zu ihnen will, muß sich an der Westküste des Festlands ein Motorboot mieten. Damit ist man dann, wenn man Glück hat, in zehn bis zwölf Stunden am Ziel. Häufig dauert die Fahrt aber länger, weil der Rigas Meerbusen recht unebenbar ist.

Freilich, wo der Strand Runös erreicht, wird entzückt sein, denn das Eländ birgt Reize in Hülle und Fülle. Zauberschaft ist Runös Stille. Zwischen Wald und Meer träumen Wespie unter Tannen und Pappeln. Man findet in ihnen Menschen von Schlichtheit und Offenherzigkeit, von Gradbein und Natürlichkeit des Wesens, die uns in den dicht bevölkerten Bezirken Mitteleuropas Lebenden fremd sind.

Runö gehört politisch zu Eländ. Aber die Infulaner sind nach Sitte und Kultur Abkömmlinge eines alten schwedischen Volkstammes und sprechen noch heute einen alt-schwedischen Dialekt, der auch den modernen Schweden unverständlich ist. Im vorletzten Sommer hat sich nun etwas Unerwünschtes auf der Insel zugetragen. Der alte Runöer Pfarrer starb; ein neuer Seelsorger kam aus Schweden und brachte den 300 Runöern als Geschenk den Runöfunkt mit. Die Infulaner betrachteten den Anbesaher, obgleich er bei ihrem neuen Pfarrer stand, mit äußerster Vortheil. Sie hielten ihn eher für ein Geschenk des Himmels als das der Erde. Ihre Aneignung gegen die große Welt war das Verlangen nach dem, daß sie ihre Wespie ihrer Natur, ihres Wesens geworden, daß sie die plötzliche, ihnen unbegriffliche Verbindung durch den Aether durchaus nicht freudig begrüßten. Das Runöer Runöfunkt wurde ihnen erst offenbar, als der neue Pfarrer, ein moderner weiblicher Mann, bei der ersten Regierung mit dem Himmel als die Weltabgeschiedenheit der Insel eine Senefestation für Runö beantragte, und dieser vernünftige Antrag auch sofort bewilligt wurde.

Staum war der Sender fertig geworden, da zeigte sich auch sofort seine Nützlichkeit. Im Stüber erkrankte auf die Insel ein Kind; es bekam Ausschlag, Fieber und starb nach einigen Tagen. Woran es gestorben war, wußte niemand, denn einen Arzt gibt es auf Nukunon nicht. Man begrub es und machte sich weiter keine Gedanken. Blosch aber brach die unheimliche Krankheit mit erneuter Heftigkeit aus. Mehrere Kinder und auch zwei Erwachsene wurden gepackt. Auf dem Festland und den benachbarten Inseln fing man Silberstein der Ränder Zerstreuung an. Ein Arzt und eine Kranke Schwester, mit Medikamenten wohlversehen, wagten trotz der heftigen November-Schneefürnis die Fahrt. Als sie eintrafen, lag halb Nukunon schwer krank darnieder. Eine gefährliche Scharlach-Epidemie war ausgebrochen. Die beiden mutigen Helfer brachten die Rettung und die Inselaner betrachteten den Arzt und Schwester wie Engel, die ihnen der Himmel gesandt hatte.

Aus die tödliche Gefahr nach ein paar Tagen vorüber war, holte das Motorboot den Arzt wieder zur stürzte zurück. Die Schwester blieb, um noch acht Tage nach dem Kredits zu sehen. Aus diesen acht Tagen wurde aber ein harter, langer Winter; denn plötzlich brach so strenge Kälte herein, daß der größte Teil des Nigara-Meerbusens zufro. Da es für die Krankenschwester kein Zurück. Sie mußte an der Insel bleiben. Kein Schiff konnte Kund erreichen. Erst als im beginnenden Frühjahr die Eismassen schmolzen, wurde die Pflegerin erlöst, die sich für einen Hilfsaufstieg in einigen Tagen Dauer ausgerüstet hatte. Wer der Insel haben sie gegen ihren Willen fast ein halbes Jahr ge-

Diefe Begebenheit hat ſich ſo zugetragen, wie ſie hier erzählt wurde. Ich traf die Krankenſchwefter, „den reifen Engel Runö“, im letzten Sommer in der eſtniſchen Hauptſtadt Reval. Sie fand da in der kleinen Halle eines Hotels inmitten von Kiſten, Kaſten und Paketen und in Reifevorbereitungen. „Sie paden ſchon wieder, Schwefter“, fragte ich, „woher ſoll denn jetzt die Reiſe gehen?“ Sie guckte mich an und lachte. „Nach Runö, noch einmal nach Runö! Jetzt im Sommer iſt es ja keine ſchwierige Reiſe.“

„Nach Runö?“, fragte ich ein wenig erschreckt. „Ist da wieder eine Krankheit ausgebrochen? Die vielen Risten und Kisten? ... Sind das alles Medikamente?“

„Ja“, sagte sie; doch sie lachte zu ihrer Antwort: „Sie haben ganz recht, auf Kuno ist wieder eine Epidemie ausgebrochen! Aber eine ungefährliche: die Radio-Epidemie. Als ich die Infel im Mai verließ, habe ich hundertfach versprochen müssen, im Sommer auf ein paar Tage zurückzukommen und jedem Runder ein Rundfunkgerät mitzubringen. Die ganze Gemeinde hat gehannelt. Und nun fahre ich hin und mein leichtes Gepäc' find beinahe zweihundert Empfänger!“

Zeitenwandel. — Ich wünschte ihr eine gute Reise.

Die Gefahr des afrikanischen Hexenmeister-Unweizens.
Von Rudmia Gahlinger.

Don Ludwig Quiringer.

Im Schwarzen Erdteil ist das Zaubern mit allem, was um und dran hängt, zur großen Mode geworden. Vielleicht muß man diesen Zustand als eine Art Reaktion gegen rasch zunehmende Durchdringung des ganzen Kontinents mit europäischen Sitten und Gedanken werten, zum mindesten aber als eine Gegenwehr der um ihr Ansehen und ihre Stellung unter den Schwarzen besorgten „Zauberer“.

Die „Jaubere“ hat einen Umfang von 100000, der in der Tat die lebhafteste Begegnung der weichen Behörden herbeiführt. Wie groß sie ist, geht aus folgendem recht bezeichnendem Vorfalle hervor: Das sogenannte Christliche Konzil in der schottischen Kronkolonie Goldküste (Befestigung), das aus anglikanischen, methodistischen und presbyterianischen Geistlichen besteht, vereinigte sich zu einer Sonderprüfung, um Maßnahmen gegen das Jaubererwachen zu ergreifen. Der Plan, der nach einer schriftlichen Überlegung gefaßt wurde, entbehrte nicht des Originalcharakters und ist nur aus der Kenntnis der Zustände an der Goldküste heraus zu verstehen. Das Christliche Konzil erhielt den öffentlichen Auftrag:

Die Herausforderung an die „Zauberer“.
Viele Menschen leben in ständiger Angst vor den „Zauberern“. Sie leiden dadurch an Körper und Geist. Gewisse Elemente nutzen diese Angst aus und bezaubern übernatürliche Kräfte zu bestien. Das Christliche Konzil schändet deshalb allen „Zauberern“ folgende Herausforderung entgegen: Es wird jedem 200 Mart in bar auszahlen, der innerhalb von sechs Monaten an einem vorher zu bestimmenden Ort in Anwesenheit eines vom Christlichen Konzil bestellten Ausschußes eine der nachstehenden Zauberereien zu vollbringen im Stande ist: Eine durch den Ausschuß ausgewählte Frucht aus einer Entfernung von fünf Metern zu verschlucken, ohne die Schale zu berühren, Aus einer versiegelten Schachtel einen vorher vom Ausschuß eingeschlossenen Gegenstand zu nehmen, ohne das Siegel aufzubrechen, Ein Stein zu versteinern!

Sich selbst irgend ein Tier zu verhandeln.“ Dieser Aufsatz wurde auf Veranlassung des Christlichen Konzils in der ganzen Kolonie bekannt gemacht. Die Antwort lief auch nicht lange auf sich warten. Die „Rauberei“ wurde aber mit geradezu verblüffender Schnelligkeit und Eingängigkeit – vielleicht gibt es schon einen Verband der Räuber an der Goldküste – sie konnten die Herausforderung des Konzils nicht annehmen, soweit die drei in Vorlage gelangten Probefischeln in Frage kamen. Dagegen seien sie bereit, folgende drei Beweise ihrer Kunst zu zeigen:

Sich vor den Augen der Ausschufmitglieder begraben zu lassen und dann an anderer Stelle wieder unterseht aus der Erde zu kriechen,

Einem geizigen, welchen entsetzten Menschen das Wort
des Adern zu ziehen,
Einen Menschen auf 100 Meilen Entfernung zu töten.
Das Königl. mußte dieses Angebot ablehnen. Es erklärte,
daß die beiden ersten Punkte wären unter Umständen durch eine
Urkunde zu erfüllen. Der dritte sei für Christen ungeeignet. Der
Folge dieser Ablehnung war natürlich die, daß die „Zauberer“
kompromittiert, „Seht Ihr wohl: Die Leute haben doch Angst
mit uns anzugablen.“

Daumling heulte es nicht an demselben, die das Schicksal
 es stieg als falsch bezeichneten und erklärten, als ob
 sie nicht mit solchen Dingen überhaupt nicht abge-
 theilte Stimmen wissen aber nicht, welchen gewaltigen Einfluß
 die „Zauberer“ heute auf das Leben des Völkchens aus-
 üben und mit welchen Schwierigkeiten die christliche
 Kirche zu kämpfen hat. Der anglische Bischof von Ace-
 rste erklärte kürzlich, mindestens ein Zehntel aller Schwarzen
 der Goldküsten-Kolonie „glaubte“ unbedingt an die libe-
 ralistische Strafe der „Zauberer“. Für die Negers gilt —
 begreiflich zum Theil aus demselben Grund — ein
 noch umfänglicherer Laifade, daß die Herrenmeister sich —
 anders in propagandistischen Werthloos in Raubtiere, die
 in ihren Hütten töten. Als Beweis wird die Laifade
 angeführt, daß vor wenigen Jahren ein Weiser einen Sch-
 wärmer eines Leibes abgab, ihm den Unterleib abhob u.
 so am nächsten Tag ein „Zauberer“ an einer schweren
 Verwesung starb. Leeward und Herrenmeister waren noch
 im Glauben der Schwarzen ein und dieselbe Person.
 Ebenso gibt es für die Negers an der Westküste kein
 Zweifel darüber, daß die „Zauberer“ einen Menschen an
 seine Entfernung mit langsam sterben lassen können. Es
 stellt sich vor, der Geist des Herrenmeisters verlasse den Körper
 in Gestalt eines Schmetterlings zu seinem Opfer hinüber zu
 fliehe ihm das Blut aus den Adern.

Die Zululn, deren Gebiet unmittelbar an das der Südafrikanischen Union angrenzt, stehen völlig unter dem Bann der „Zauberer“. Das Unwesen hat dort Formen angenommen, die uns Gefahr für das Nachbarland geworden sind, weil sie

denen den Termin übergeht. Worde find an der Tagesordnung, denn die Julius glauben, sie könnten sich mit Hilfe der Hegenmeister in ihre persönlichen Feindes entledigen. Sie brauchen angeblich dazu nur eine vom Kopf des Widerstanders. Diese wissen sie sich eigentlich so beschaffen, bringen sie dem „Baubere“, und diese Verbrüder, löst sie in einem Topf, hecht darüber, seinen Solusolus, löst die Julius mit dem Meer ins Wasser steben und erlösen, gut: Wenn du nach Hause kommst, ist Dein Widerstand. Tugend ein achungener Würde, hat einen nach dem Kopf.

Unter diesen Umständen wird man es verstehen, wenn die Behörden mit allen Mitteln gegen den „Zauberer“ Aberglauben vorgehen, und auch die Handlungsweise des Christlichen Konzils erscheint gerechtfertigt.

Tierfreundschaften auf Gedeih und Verderb.

Von Richard Thassilo Graf von Schlieben.

Jeder, der die Natur liebt und ihre Wunder gern betrachtet, wird ein besonderes Interesse an jenem merkwürdigen Zusammenleben verschiedener Thiere und Pflanzen nehmen, das ein helles Licht auf die geistigen Fähigkeiten jener Wesen wirft. Die Wissenschaft bezeichnet ein solches auf gemeinsames Vorgehen beruhendes Zusammenleben mit dem Ausdruck „Symbiose“ und nennt die einzelnen Theilhaber der auf Gedeih und Verderb zusammengeschlossenen Gemeinschaft „Symbionten“.

Betrachten wir z. B. die Serden großer, aber doch sehr beschiedener Tiere: Da sieht man in Afrika von einem gemein samen Weideplatz zu anderen ziehende Scharen von Antilopen, Büffeln, Zebras und Strauſen friedlich mit einander und untereinander gemischt, in dauerndem Beileinandersein. Während Zebras und Büffel ruhig grasen, stehen die Antilopen und Strauſen aus, um etwa herannahende Feinde warnd zu warnen. Die Wachposten nicht zu erlaffen vermögen, sehen die langhalsigen Strauſe, Glüd trotzdem ein Ueberall, so schüßen die Kuße der Zebras und die Hörner der Büffel die Antilopen und Strauſe.

Das Rosenkrokolib liegt mit weitgeöffneten
Nadeln träge in der Sonne. Zwischen den Reihen der großen
spitzen Bäume spaziert ein fidiarigartiger Vogel, der „Krokolib“
schwächer, auf und ab. Ganz gemüthlich — suchlos — nimmt
er hier seine Mahlzeit ein, indem er die Blüthen und andererseits
kleines Getreide, das sich in das Rohrgeflecht eingenistet hat,
herausholt und verpeist. Hierdurch leistet er dem Krokolib
natürlich einen großen Dienst, denn die Blüthenzarten bereichern
dem Thier viele Beschwerden, während der Vogel sich auf diese
Weise sehr heuam und annehmlich ernähren kann.

Eine entfernte Verwandte dieses Krokodils, die *Pützschnecke* in Neuseeland, gräbt sich Höhlen mit vier Kammern. In der ersten Abtheilung wohnt sie selbst. Die zweite ist für ihre Symbionten, die *Möwen*, bestimmt, die dort nisten. Die Vögel lassen, vermutlich zum Dank für die ihnen zubereitete freie Wohnung, die Eische an ihren reichlichen Fischmaßgeln teilnehmen. Allerdings sollen die Amphibien hier und wieder auch ein Möwenkei verpesten, was aber der Freundschaft keinen Abbruch tut.

Der Kaiserlich beschützt eine Matrelenart, den sogenannten Loienfisch, der unter den Brustflossen der „Meeresstörger“ schwimmt. Da sie gewandter und beweglicher als der große Hai sind, nützen sie ihrem Beschützer durch besseres Aufspüren der Beute außerordentlich. Sie leben dann sehr gut von den Brotamen, die von der voll besetzten Tafel des räuberischen Hais für sie abfallen. Das Zutrauen der Loienfische zu ihrem riesigen Beschützer ist so groß, daß sie ihn blindlings ins Netz folgen, wenn er gefangen wird.

Nach merkwürdiger und sonderbarer ist die Symptome des Cinieliderkrebses mit der Seerose. Da bei diesem kleinen Krebsart nur die vordere Hälfte des Körpers eingezogen ist, muß das Tierchen die rückwärtige, weiche, wurmartige Hälfte seines Körpers in einem leeren Schneehaushen bergen, weil es andernfalls allen Nachstellungen seiner gabelkrebischen Feinde sofort erliegen müßte. Auf einer solchen, von einem Cinieliderkrebs bewohnten Schneehöhle sieht sich nun das sogenannte Seerose an. Diese ist aber nicht etwa eine wirkliche Rose oder die Walfrose, die den gleichen Namen trägt, sondern eines jener kleinen, die sonst gabelreich an Felsen, Büschen und Kissen zu finden sind. Ihr Mund ist mit zarten, Saaren, Wimpern, besetzt, und ihre zangarme, die oft in den herrlichsten Farben schillern, tragen Nestellapfeln, die in die Blätter der Schneehöhle hineinragen. Diese sind die Fortsätze, die eine große Flüssigkeit enthalten; damit werden die Feinde in die Flucht geschlagen. Beutetiere aber betäubt und wehrlos gemacht. Die Seerose gewährt dem Cinieliderkrebs große Vorteile. Denn sie schützt ihn vor Angriffen und hilft ihm beim Atmiren und Einfangen der Nahrung, die dann in beiden Partnern gleichmäßig zugute kommt. Der Fuch der Seerose, mit dem sie sich an das Schneehaushen anklammern richtiger geigt anfangt, besitzt die Fähigkeit, eine Flüssigkeit abzulondern, welche hart wird und oft wie ein Gelpsin die ganze Schneehaushen umgibt, so daß der Krebs fast unsichtbar wird, und nur Kopf und Scheren aus der ihn umgebenden Flüssigkeit herausstauen.

Manchmal anders erg erscheint die Verbindung des Cancers mit dem Fiebersieberlebens mit der Mantelastinnie, gleichfalls ein Seerose, zu sein. Verdrückt man die Alttine von den Schandenhäuten des Krebses abzulösen, so läßt diese sich ohne Mühe reihen, als daß sie gutwillig nachgibt. Der Krebs ab sammeln nach solch einer Katastrophe sorgsam jedes Stück seiner Lebensfähigkeit auf und setzt es wieder auf das Ge seiner Bewahrung. Denn er kennt die außerordentliche Lebensfähigkeit dieses sonderbaren Mittelwesens zwischen Tier und Pflanze. Die Lebensfähigkeit ist so groß, daß sich die einzelnen Stück, entweder wieder zusammenfließen oder daß sie auf jedem Stück eine neue Alttine entwickelt. Welch festes Vertrauen andererseits die Seerose zu ihrem Kompanion hat, beweist folgende Tatsache: Wenn der Cancerslebens immer mehr wächst und sich infolgedessen eine neue größere Schindelhülle als Wohnung suchen muß, macht die Alttine diesen Umzug in das neue Heim freiwillig mit. Der Krebs hebt sie mit seiner Schere befeuchtet ohne jedes Sträuben ihrerseits von dem alten Hüllen herunter und legt sie vorzüglich auf das Da-

Manchmal schließen sich diesem merkwürdigen Paare auch noch weitere Symbyonten an. Und zwar besonders die *Forsten* zu rümmen, die dann mit dem Krebs zusammen in dem gleichen Schneckenhause wohnen. Sobald durch diesen Umstand gefangen und durch die Wesseln der Seezooe betäubt oder getödtet ist, streuen die Forstenvürmer ihre Köpfe aus dem Schneckenhause heraus und nehmen vergrünnet an der Nahtzeit teil. Sie nützen aber den beiden anderen Partnern wieder außerordentlich dadurch, daß sie mit ihren scharfen Wäueln größere Beutestücke so zerhacken, daß Krebs wie Seezooe die Beute bequem an sich nehmen können.

Einmal Krebsart, ein Tassenkrebs, beginnt sich drohligeweise nicht mit einer Seezooe, sondern deren zwei als Symbionten mit sich. Aber nicht auf der Seezooe, sondern auf jeder Seezooe je ein Exemplar. Auf diesen Seezooen leben die Seezooen ihre Nestkapellen, die wie von gestiftete Weile wirken, noch viel besser gebrauchen und sich ihren Anreiz an der Deute bequem nahe geriert.

Schätz wunderbarlich wunderlich und die sogenannte Seezooe in an, ebenfalls eine Krebsart. Kommt ein solches Tassenkrebs in einem Algenwaldchen vorüber, so schneidet es mit einer Seezooe sich loszulegen einen Strauch davon ab und pflanzt denselben baldigst eigenhändig, d. h. „eigenhändig“, auf ihre Nischen. Da der Nischenpang, sehr uneben ist, finden die Seezooen gleich eine günstige Jagtelegenheit, die ihnen das Tassenkrebs erreicht. Sie beginnen sich schnell prächtig zu vermehren, so daß sie bald den ganzen Körper der Seezooe bedecken. Auf diese Weise wird die Seezooe grün „massiert“.

Es würde selbstverständlich zu weit führen, näher auf diese Wunder der Natur einzugehen, die uns noch viele andrerartige Schutz- und Trugbündnisse der verschiedensten Gattungen zeigt.

[illegible]